

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

124 (6.5.1923) Die Pyramide Nr. 18

Die Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. Nr. 18  6. Mai 1923

Franz Schnabel / Wilhelm Heinrich Riehl.

Wenn die „Pyramide“ zum hundertsten Geburtstage Wilhelm Riehls, am 6. Mai, eine eigene Riehlnummer veranstaltet, so bedarf dies allerdings besonderer Rechtfertigung. Denn die Zeiten, denen dieser originellste unter den deutschen Kulturkritikern eine große und andächtige Lesergemeinde gehabt hat, sind längst vorüber. Die meisten seiner Werke sind lange vergriffen und nur die mühseligen Exemplare zu kaufen, und auch sie haben seit einem Menschenalter keine neue Auflage mehr nötig gehabt. Aber es scheint sich nun doch eine Wandlung vorzubereiten, und eine Erneuerung und Wiedergeburt dieses so abseits der großen Straße stehenden Geistes scheint der jeffischen Lage unserer Gegenwart begründet zu sein. Der jenseitige Verlag plant, wie er mir schreibt, eine Neuauflage der Werke, zunächst der Romane, und soeben hat auch der Verlag von Dietrichs eine verständnisvoll zusammengestellte Auswahl sozialpolitischer Schriften herausgebracht. Sie paßt so ganz gar in die geschlossene Welt- und Kulturauffassung, die dieser Verlag mit allen seinen Veröffentlichungen zum Ausdruck bringt, daß man eigentlich erstaunt ist, warum nicht schon lange auf diesem Wege eine Wiedererweckung versucht worden ist, wie sie Eugen Diederichs doch mit so großem Erfolge für manchen anderen und nicht gerichteten deutschen Dichter, für Wagner oder Langbehn, übernommen und durchgeführt hatte. Aber es lag wohl an den Zeitumständen der wilhelminischen Epoche, wenn ein Schriftsteller sich durchsetzen konnte und togeschwiegen wurde, dessen ganzes Lebenswerk einen Protest darstellte gegen die künstlichen Schöpfungen, gegen den bürokratischen Staat, die liberale Theorie und eine entartete Gesellschaft seit einem Jahrhundert und länger im deutschen Volksbewusstsein angestimmt hatten. Von diesem ungeschichtlichen Geiste der wilhelminischen Epoche lenkte Riehl zurück zu den ursprünglichen Kräften des Volkstums und einer organisch aufgebauten sozialen Ordnung; und wie wenig man auch die positiven Elemente seiner Kulturauffassung mit dem heutigen, vorgeschrittenen Zeitalter in Einklang bringen kann — seine Kulturkritik bleibt darum nicht minder wahr, und sein letztes und allgemeines Ziel, das nicht die Umkehr und Umkehr heißt, sondern Erweckung der verschütteten Quellen unseres deutschen Lebens, enthält eben darum eine Mahnung, vor der alle Richtungen und Parteien sich schuldig fühlen müssen und die unsere Gegenwart ganz besonders angeht: so fabula narratur, es ist keine Geschichte, die erzählt wird.

In der Tat können wir alle von diesem Prediger des deutschen Lebens lernen, und sicherlich war der öffentliche Geist niemals so sehr wie heute bereit, diese Lehre zu vernehmen. Denn wenige haben wie er es verstanden, in das Wesen des Volkes sich einzulernen, und wenn wir heute überall in Wissenschaft und Leben die Sehnsuchtsrufe nach der verlorenen Natur vernehmen, so hat ihnen Riehl eine starke und männliche Erfüllung gegeben. Er hat, als sozialer Theoretiker, als Historiker, als Dichter, überall und immer die Naturzustände im Volksleben aufgesucht — ohne Sentimentalität und romantische Liebhaberei, sondern weil er überzeugt war, daß die Kraft des ursprünglichen Volkstums als eine reiche Quelle der Erneuerung und Verjüngung jedem Volke notwendig und unentbehrlich ist. So hat er in seinem Hauptwerke, der „Naturgeschichte des Volkes“, eine organische Gesellschaftslehre entwickelt, die aus den natürlichen und historischen Voraussetzungen des gesellschaftlichen Lebens der Bau des sozialen Organismus ableitet und den Staat und die Gesellschaft auf das Nebeneinander und Abereinander der Familien, der Korporationen und der Stände gründet. Er zeigt das Bauerntum als das Element des Beharrens und der gesammelten Kraft, das Bürgerium als den Träger des Fortschrittes, den Adel als den geborenen Führer der Nation — und alle drei Stände sind stark durch die Degeneration der Familie, die ihnen allen gemeinsam ist und in deren Geltung die Kraft des gesellschaftlichen Verbandes beruht. Es ist, wie man sieht, eine Welt- und Gesellschaftsauffassung von ausgesprochen konservativem Charakter: sie gründet sich auf die geschichtlichen und überlieferten Gemeinschaftsformen, sie sieht in dem Ständestaat des germanischen Mittelalters die letzte und ewige Gestalt menschlicher Vergesellschaftung, und sie ist eben darum freilich nicht elastisch genug, um dem Volksgeist in allen seinen Wandlungen zu folgen. Denn wenn Riehl die „verfehlten Ständebildungen“ behauptet und dabei das Proletariat kennzeichnet als eine Summe von Menschen, die ihren Stand verloren haben und doch in keinen anderen Stand eingetreten sind, so schloß er damit allerdings die lebendige Entwicklung, die er in der Vergangenheit walten sah, von der Zukunft aus, und seiner Sozialpolitik kam es daher niemals zum Bewußtsein, daß ein Proletariat in diesem Sinne eben nur in einem Übergangszustand bestehen könne und daß es dahin streben müsse, gleichfalls ein „Stand“ zu werden. Sobald der Politiker freilich zu dieser Erkenntnis gelangt, wird er die Auflösung der alten ständischen Gliederung hinnehmen müssen, und darum mutet dann allerdings diese ganze Soziallehre im Grunde doch als ein vollendeter Anachronismus an, indem sie die ständische Staatsauffassung der Ro-

¹ Musikalische Charakterköpfe 2. Aufl. 2 Bde. 1899. Kulturgeschichtliche Charakterköpfe 3. Aufl. 1899; Die Pfälzer 3. Aufl., alles im Cotta-Verlage.

² Wilhelm Heinrich Riehl, Vom Deutschen Land und Volke, eine Volkskunde, von Paul Baumert. Jena 1922. Diederichs. 297 S. Riehls Aufsatz aus seiner Wiesbadener Zeit 1918/20.

³ Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, 4 Bde. 1851 ff. Bd. I: Land und Leute. Bd. II: Die bürokratische Gesellschaft. Bd. III: Die Familie. Bd. IV: Das Wanderbuch.

Die Pyramide

mantel auszubauen suchte in einer Zeit, als die geistige, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung um die Jahrhundertmitte schon längst über jede Möglichkeit einer solchen Restauration hinausgeschritten war.

Aber wenn auch das patriarchalische Idealbild, das Niehl entwarf, schon zu seiner Zeit auch durch Umkehr und Entzweiung nicht wieder zu verwirklichen war, so bleiben doch die ethischen und die historischen Motive, die sein Schöpfer von da aus gefunden hat, wertvoll auch für eine Zeit, die zu anderen Formen von Staat und Gesellschaft übergegangen ist. Denn indem Niehl dem organischen und natürlichen Leben zum ungehinderten Rechte zu verhelfen suchte, mußte sich seine Sozialkritik gegen alle künstlichen und willkürlichen Schöpfungen wenden, die der Nationalismus der vorangegangenen Menschenalter in üppiger Fülle aufgeschüttet hatte und in der vernichtenden Aburteilung dieser Sünden wider den Geist der Geschichte und des Volkes liegt das große Gegenwartsinteresse seiner sozialpolitischen Schriften. Wie der Freiherr vom Stein, dessen Staatsideal gleichfalls der Ständestaat gewesen ist, immer wieder die ganze Leidenschaft seines Wesens über den Polizeistaat und seine Bürokratie ausgegossen hat, so ziehen sich auch durch Niehls Schriften die scharfen Urteile über den Absolutismus und sein System. Stets nimmt er die Gelegenheit wahr, den Wert der Selbstverwaltung und der alten deutschen Gemeindefreiheit hervorzuheben, überall deutet er die Risse an, die der Sieg des absoluten Fürstentums in das deutsche Leben gezogen hat; noch ohne Tocqueville zu kennen, der als erster die französische Revolution verstanden lehrte als ein Werk, dem der Absolutismus vorgearbeitet hat, und noch ohne besondere historische Belege, aber ganz im Sinne der Romantiker, hat es Niehl herausgeföhlt, daß der Absolutismus die nationale Schichtung der Gesellschaft untergraben hat, indem er die einzelnen Stände ihrer politischen Bedeutung beraubt und an die Stelle einer reichen Mannigfaltigkeit die unterschiedlose Masse der Untertanen gesetzt hat. Die Überschätzung des Staatsdienstertums, die in der deutschen Kleinstaaterei üppig gedieh, hat in der Tat hier ihre Quelle, und sie führte zu jener Selbstpreisgabe der anderen Stände, die das deutsche Leben dann schließlich so sehr zerrüttet hat. Es ist ein Geist, der so tief in das deutsche Leben eingedrungen ist, daß er sogar das Antlitz der deutschen Landschaft gestaltet hat: in einem der feinsten Abschnitte, die Niehl geschrieben hat, stellt er die natürlichen Städte den künstlichen gegenüber; er zeigt, wie nur der kleinstaatliche Absolutismus fähig sein konnte, die großen, alten, historischen Städte in den Winkel zu drängen und daneben neue Städte in die Höhe zu treiben, die ihrer ganzen Lage gemäß gar nicht dazu geeignet waren, Mittelpunkte ihrer Landschaft zu werden. Da Niehl unmittelbar nach der Revolution von 1848 schrieb, war ihm der Zusammenhang, der zwischen diesem Kapitel von den künstlichen Städten und der revolutionären Bewegung besteht, besonders lebendig, und er erklärt den Radikalismus der Rheinländer und Mainzer wesentlich aus diesem Gesichtspunkt.

In der Kritik am Polizeistaate begegnet sich Niehl mit dem Liberalismus jener Tage. Aber auch die liberale Weltanschauung war ein Kind der ungeschicklichen Aufklärung, und so steht Niehl in der Tat am Eingang jener großen Reihe von Kritikern des Liberalismus, die aus den verschiedensten Lagern kamen und in unaufhörlich ansehendem Angriff schließlich die gestaltende Idee des 19. Jahrhunderts zu Falle brachten, nachdem sie ihre historische Mission erfüllt hatte. Die Lösung des Individuums von feudalen, patriarchalischen und kirchlichen Bindungen mußte Niehl nicht minder verhängnisvoll scheinen als das Wirken des Polizeistaates, aber was er in dieser Hinsicht gegen die Gewerbefreiheit oder die Behtabstufung sagt, die nur der Güterzerpflünderung und dem Kornwucher Vorschub geleistet haben sollen, ist heute durch tiefere historische Einsicht erlieht. Dagegen bleibt es ein brennendes Problem, das den Sturz des Liberalismus überlebt hat, wenn wir von der „Vereinsamung des modernen Individuums“ lesen und demgegenüber die sittlichen und gesellschaftlichen Bindungen erhoben sehen, die in der alten historischen Zeit durch Familie und Korporation gegeben waren. Schon Adam Smith hat an einer berühmten Stelle seines Werkes von der sozialen Isolierung als der größten moralischen Gefahr gesprochen, und er hat sie besonders in den Großstädten auftauchen sehen, wo der einzelne die Bindung und die Kontrolle einer engeren Gemeinschaft entbehrt. Eine Gemeinschaft aber, so würde Niehl hier gesagt haben, läßt sich nicht künstlich schaffen, die erste und natürliche Form der Gemeinschaft ist vielmehr die Familie: die Idee der deutschen Familie ist von niemandem tiefer und reiner begriffen worden als von ihm. Aber auch hier ist er, weil er den Wandel nicht sehen wollte, der letzten

Entscheidung ausgewichen. Denn selbst wenn man anerkennt, daß von der völligen Einordnung in die Zwecke von Familie und Gemeinde das Wohl von Staat und Volk durchaus abhängt und wenn man darum auch die Erziehung der heranwachsenden Geschlechter der Familie und der Gemeindegemeinschaft zuspricht, so bleibt doch ebenso sicher die Tatsache, daß mitten in den gewaltigen Umwälzungen des modernen Lebens die Familie und die Schule der Großstadt diese Aufgaben schon längst nicht mehr leisten können. Niehl hat von seinem Standpunkte aus nicht geögert, den Schluß zu ziehen, daß demnach das moderne Leben von seiner natürlichen Grundlage sich entfremdet habe und also wieder dahin zurückgebracht werden müsse. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Zweck von Staat und Volk vielleicht auch einmal die Loslösung des Individuums von allen selbstsüchtigen Zwecken und also auch von den Zwecken der Familie und der Korporation erfordern könnte; auf dieser Erwägung baut sich ja der große Plan einer nationalen Erziehung auf, den Niehl in seinen „Reden an die deutsche Nation“ entworfen hat. So veröppern sich in Niehl und Fichte zwei entgegengesetzte Welt- und Staatsauffassungen und darum auch zwei sich ausschließende pädagogische Systeme, um die der letzte Kampf dereinst noch einmal entbrennen wird und für die es eine endgültige und absolute Entscheidung niemals geben kann. Denn es sind Gegenätze a priori, die in der menschlichen Natur begründet sind, und die Wahl, die das einzelne Volk im besonderen Falle treffen muß, ist zudem von seiner eigenen Lage abhängig und durch sie bedingt. Es ist kein Zweifel, daß Niehl in seinen sozialpädagogischen Erwägungen einen Staat voraussetzt, der sich selbst genügend, seine Existenz nach außen und innen behaupten kann, ohne die Kräfte des Volkes anzuspännen. So sehr auch Niehl die Schwächen der deutschen Kleinstaaterei eingesehen und gegehgelt hat, so bewegt er selbst sich doch geistig durchaus in dem engen staatlichen Rahmen, weil ein anderes Bild ihm eben nur einmal nicht geläufig war. Es ist gewiß kein Zufall, daß es immer wieder die alten deutschen Reichsstädte sind, denen er als Theoretiker seine Belege, als kulturhistorischer Genremaler seine Quellen und als Novellenbildner seine Stoffe entnommen hat; so ist er der Ludwig Richter in der Literatur geworden, der Romantiker der guten alten Zeit, wie man ihn wohl genannt hat, und darin liegt der unvergleichliche Zauber seiner Werke. Aber verlagen mußte Niehl eben darum für das Mittelalter und für alle Zeiten großen Kampfes. Er war zu ästhetisch und zu gebunden, um die elementare Leidenschaft der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten oder die eines ganzen Kampferden und sich opfernden Volkes verstehen zu können. So empfand er zwar im Leben des deutschen Bürgertums den Zwiespalt zwischen Auflehnung und Beharren, und er fand ihn zu tragischer Größe gesteigert in der Persönlichkeit Luthers; aber er hätte ihn sich nicht anders gewünscht. Im alltäglichen Gang eines angeregten und in sich gefestigten Lebens mochte seine Ethik der korporativen Bindung und Erziehung die richtige sein; aber Fichte würde gesagt haben, daß es nicht Zufall war, wenn Stein, Scharnhorst und Gneisenau in Preußen Ausländer gewesen sind.

Wenn wir aber zudem diese ganze Frage der nationalen Erziehung in der Gegenwart mit den Problemen der großstädtischen Lebensführung verbunden und vermengt sehen, so führt auch dieser Gegenstand auf eine Grundfrage unseres heutigen Daseins. Der Industriestaat, der unser Schicksal und unser Verhängnis geworden ist, hat auch in dem besonderen Kreise von Niehls Lebenswerk seine eigene problematische Bedeutung gehabt, und Niehl hat jedenfalls am frühesten und deutlichsten erkannt, daß hier das Geheimnis der deutschen Zukunft düster und ungewiß umschlossen lag. Nicht als ob er ein grundsätzlicher Gegner jeder Industrialisierung gewesen wäre! Er hat im deutschen Bürgertum den Geist der Arbeit und des Fortschritts wirken gesehen, und er hat nicht umsonst den ihm doch so wesenfremden Lessing als den geistigen Ausdruck dieser Lebensstimmung gepriesen; aber er hat freilich die handwerksmäßige Form der bürgerlichen Arbeit am meisten geschätzt, und in seinen „Moralischen Charakterköpfen“ hat er in Johann Sebastian Bach und seiner Familie das Urbild dieses ehrenhaften deutschen Bürgertums gezeichnet. Er hat ferner auch in seinen Wanderbüchern gelegentlich den Wert der gewerblichen Anlagen besonders für arme und abgelegene Gebirgsgegenden anerkannt, aber schon bei der Schilderung des Schwarzwaldes spricht er von dem Kassandrageschick, das der industrielle Geist für die armen Gebirgsbauern bedeute, indem er sie langsam, aber unentwegt ihres natürlichen Trostes und ihrer Ursprünglichkeit beraube. Dem emporkommenden industriellen Zeitalter sah er mit tiefem Mißtrauen und ernststen Warnungen entgegen.

Tiefe. Dort wohnte sie mit dem Vater und ihrer alten Erzieherin Anna. Alles was im Haus geschah, beugte sich verstummend vor Izabella. Die lief die Treppen auf und ab, schloß an die Fenster und lehnte sich weit hinaus. Drunten lag das Meer mit seinem rauschenden Schweigen, und Izabella rief hinab: „Rio!“ — immer das eine Wort, das ihr das verlorene Paradies bedeutete.

Sie dachte Stunden und stundenlang nur an die Heimatstadt. Einmal, als sie mit ihrem Vater in den Dünen ging, die der Himmel überspannte, dunkel und selig blau, wie er die Palmen ihrer Heimat umfloß, erinnerte sie sich eines Orangenverkäufers, der immer am Eingang in den botanischen Garten zu Rio stand. Sie liebte plötzlich diesen Mann mit irdischer Leidenschaft. Er kam ihr vor wie ein Märchen mit goldenen Augen. Und um sie war nichts als die dürre Farblosigkeit der Sanddünen. Da warf sie sich nieder, biß mit ihrem Mund in die harten Grasbüschel und grub ihre Hände bebend in den Sand. Sie schrie mit heißen, unkenntlichen Lauten in den Erdboden hinein: „Ich will ihn haben!“ Ihr Vater stand hilflos bei ihr. Tränen kamen in seine Augen. Da erhob sich Izabella auf einmal und bat ruhig und traurig: „Verzeih' mir, Papa!“ Sie strich den Sand aus ihrem schwarzen Samtleid. Ihr kleiner, runder Mund war voll zarter, blutiger Schrammen, die das Gras geritzt hatte, und weiche Fältchen lagen mit bitterer Anmut um seine Winkel. Sie ging dann still mit nach Haus und schaute den Abend über immer aufs Meer hinab. Sie flüsterte sich zu: „Mein verlorenes Paradies!“ Sie sah ihre Stadt funkeln an die hinstreichenden Ufer und bis hoch in die Berge hinangeflücht. Droben standen die Wälder angehalten, in ihrer Urwaldtippigkeit voll dunkeln süßen Geheimnisses. Die Sonne strömte schwer und leidenschaftlich von ihnen über die Stadt, aus der in allen Gassen kleine Erinnerungen in ihrer Phantasie keimten und zu kosmischen Notwendigkeiten aufwucherten. Alles wurde wie eine traumschwere, melancholische große Blume.

Sie wurde immer scheuer und dunkler und stieß die Menschen von sich, und als ihr Vater einmal mit einer zärtlichen Bewegung nach ihrem Kinn griff, wies sie seine Hand ab. Er sagte: „Du liebst deinen Vater nicht mehr!“ Sie warf ihren Stuhl zurück und rief erheitert und wild: „Ich liebe das Meer!“ und lief davon. Sie ging in den Garten und legte sich auf die Mauer und schaute in die Tiefe hinab. Drunten atmete die grüne Weite auf den lichten Strand aus. Ihr Atem war ein weißer leuchtender Schaum, der aufblühte und verflüchtete und aufblühte. Izabella sagte sich kindlich: „Ich muß mich mit dem Meer gut halten!“ und sie nannte das grüne dunkle Ungeheuer: Mutter Meer.

Ein anderes Mal, als sie auf der Mauer lag, in Troß und wilder Auflehnung fast vergehend, war es ihr, als ob das schwarze, unfassbare Ungeheuer sie damals gewaltsam von ihrer Heimat losgerissen hätte. Als hätte es sich ihres Lebens bemächtigt, und ihre elende Fahrt kam ihr vor wie eine fürchterliche Operation voll Schrei und Schmerz. Sie reichte die Brust über die Mauer und schrie hinab: „Du hast mir alles genommen, du . . .“ Aber sie erschrak, als habe sie eine Gottheit beleidigt, und schen und fromm flüsterte sie schmeichelnd: „Mutter Meer!“ Sie sah ein Schiff langsam, nah' der Küste, mit seinem Rauch am Schornstein wie mit einer dunklen Fahne dahinziehen und fragte Anna: „Meinst du, daß das Schiff dort nach Rio fährt?“ Anna war müd' in ihrem Alter und in den heißen Sommertagen und sagte halb im Schlaf: „Ach, gewiß nicht!“ Aber Izabella schrie ihr ins Gesicht: „Doch fährt es. Ich fühl', wie es meine Wünsche aus mir herauszieht und mit sich nimmt.“ Die Alte wachte erschreckt auf. Izabella stürzte davon, böse und unwillig raste sie im Haus umher. Sie wollte niemanden sehen und legte sich ins Bett. Das Meer rauschte, wie aus dem singenden Schoß einer wahren Muschel heraus ins Zimmer. Izabella stand auf und ging ans Fenster. Drunten zog wieder ein Dampfer, ein mächtiger Oceanries, und plötzlich ließ er in der ersten Dämmerstunde all seine Lichter kühl aufleuchten. Da bettelte Izabella: Nimm mich mit!

Izabella wurde von Tag zu Tag wilder und scheuer. Der Vater war verzweifelt. Er beschloß, sie ins Innere des Landes in ein deutsches Sanatorium zu führen und dort mit ihr zu wohnen, bis sie gesund sei. Aber um das Verwilligen zu können, mußte er zuerst seine Geschäfte in Brasilien in Ordnung bringen. Das ging nicht anders, als daß er wieder hinüberfuhr.

Er sagte es ihr einmal abends, als sie beim Nachtessen saßen. Izabella stand sogleich auf. Ihr Gesicht zuckte, ihre Augen funkelten vor dunklem Haß. Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie das Zimmer. Sie wollte spornstreichs in den Garten und sich die Felsen hinabwerfen. Aber in der irren Aufregung verwechselte sie die Türe und

stand auf einmal auf der dunklen Straße. Sie stürzte davon, sie wußte nicht wohin und sagte sich ununterbrochen: „Rohe, grausame Menschen!“ Als sich die Starre ihres Herzens löste, legte sie sich müde und entkräftet auf den Hügel, und ein Weintampf überfiel sie, der ihr Leib und Herz zu zersprengen drohte. So wurde sie gefunden und ging willig mit ins Haus zurück. Ein Arzt kam. Sie hörte, wie er im Nebenzimmer ihrem Vater sagte: „Geben Sie acht auf sie! Es ist etwas Unerklärliches an ihr. Ein dunkler Zwang, den ich nicht erforschen kann.“

Der Vater flüsterte erregt: „Sie sehnt sich so nach Haus.“ Aber der Arzt entgegnete nur kühl: „Es ist natürlich ausgeschlossen, daß Sie ihr mit ihren flatternden Nerven eine Seereise zumuten dürfen. Ich rate Ihnen, vom Meer fortzuziehen.“

Izabella schaute aus ihrem Bette auf, wie ein wildes Tier. Sie wollte auf den Arzt losjagen. Aber über Nacht änderte sie ihr Vernehmen gegen ihn. Als er am nächsten Morgen kam, fand er sie aufgeweckt und lebendig. Sie wurde von Tag zu Tag frischer, gab sich vertraulich und lebensfroh, und der Arzt sagte eines Morgens: „Es kam uns eine unerwartete Hilfe. Ich weiß nicht woher. Aber ich glaube, ich bin jetzt überflüssig.“

Die plötzlich gute Wendung bestimmte Herrn da Cunha, den Plan auszuführen, der ihm die beste Lösung zu bringen schien. Er zog Anna ins Vertrauen. Heimlich wollte er nach Brasilien fahren, und Izabella sollte vorgemacht werden, er befände sich auf einer längeren Geschäftsreise durch Europa. Izabella schien den kleinen Betrag vollkommen zu glauben. Doch in der letzten Minute bestand sie darauf, den Vater zur Bahn zu begleiten. Aber schließlich war das nicht so schlimm. Der Dampfer fuhr erst am Abend. Herr da Cunha nahm den Brüsseler Schnellzug, stieg auf der ersten Station aus und war abends um acht Uhr an Bord des Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie.

Aber Izabella kam aufgeregt nach Haus. Sie irrite unstill umher und befahl, das Nachtessen im Garten anzutragen. Die alte Anna saß schon am Tisch, als Izabella herangestürzt kam und atemlos rief: „Heut' geht ein Dampfer nach Rio!“ Die Alte entgegnete gutmütig: „Ja, Kind, der Donnerstag-Dampfer. Wir werden ihn bald sehen. Wenn's finster wird, kommt er drunten um die Ecke!“ Izabella setzte sich an den Tisch. Nach einer Weile rief sie plötzlich erregt: „Aber ich?“ Anna schaute sie fragend an. „Ich! Ich! . . .“ schrie Izabella, „ich will fort!“ — „Kind, du weißt doch, daß der Arzt gesagt hat . . .“ — „Er ist der Arzt, und ich bin ich! Ich bin Tantalus!“

Da brachte der Diener eine Lampe. Izabella beruhigte sich sofort. Sie aß nichts und saß da, als lauchte sie aufs Meer hinaus. In diesem Augenblick legte sich Anna vor, um aus der Laube zu schauen, und rief: „Da kommt der Dampfer!“ Sie sahen das erleuchtete Schiff heranfahren und schauten ihm schweigend zu. Wie eine kleine, festlich erhellte Stadt zog es langsam an der Küste auf. Aber plötzlich stog Izabella hoch, sie warf ihre Arme wild in die Luft und schrie:

„Ich weiß es, der Vater ist an Bord!“

Die alte Frau zuckte erschrocken zusammen. Sie glaubte, Izabella habe den wahren Sachverhalt erfahren, und wagte nicht, nein zu sagen. Da stürzte das Mädchen mit einem jähen Ruf davon. Sie stoh auf die nächtliche einsame Straße, stürzte ohne einzuhalten weiter, fand in der Finsternis den Stieg, der die Felsen hinab auf den Strand führte. Sie ließ sich hinabstürzen, zerriß sich Hände und Kleider und spürte es nicht. Ihre Gedanken fanden still. Nur ihr Herz wußte: Der Vater fuhr auf dem hellen Schiff nach Rio de Janeiro! Und Rio de Janeiro brannte auf in ihr wie ein flammender Wald, wie flammende Gedelke. Sie riß schon unterwegs ihren Leib aus den Kleidern, drang ins Wasser; sie sah den Dampfer nah, wie eine festliche Burg mit hundert Lichtern dahinziehen. Ihr Vater war auf ihm. Das Schiff fuhr nach Rio. Sie schwamm. Die Wellen klatschten leise nach ihrem Mund. Sie biß die Lippen dünn aufeinander, schloß die Augen und schwamm lange und süß. Und wie sie dachte: „Jetzt muß ich nahe bei ihm sein“, öffnete sie die Augen und war entsetzt in fürchterliche Finsternis gefallen. Sie sah nichts. Nur ein einziges weißes Schwarzes. Die Wellen klatschten mit hundert grausamen Fingern nach ihrem Munde. Sie wechelte sich. Wie Maschinenrollen flogen ihre Arme und Beine. Die Wellen schlugen gefriger nach ihr. Bald entwich ihre Kraft. Es war ihr, als ob das Meer sie peitschte. Mit einem kleinen enttäuschten Schrei verlor sie. (Aus der Zeitschrift des Verlages Walter Seifert in Heilbronn „Die Fahne“, ein Führer zu Dichtern und Denkern. 4. Jahrgang, Heft 2.)